

Ruth E. Lercher
Larissa Krainer *Hrsg.*

Interventions- forschung Band 2

Anliegen, Potentiale und Grenzen
transdisziplinärer Wissenschaft

 Springer

Interventionsforschung

Ruth E. Lerchster • Larissa Krainer
(Hrsg.)

Interventionsforschung

Band 2: Anliegen, Potentiale
und Grenzen transdisziplinärer
Wissenschaft



Springer

Herausgeberinnen

Ruth E. Lerchster
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Institut für Organisationsentwicklung
Gruppendynamik und
Interventionsforschung
Klagenfurt
Österreich

Larissa Krainer
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Institut für Organisationsentwicklung
Gruppendynamik und
Interventionsforschung
Klagenfurt
Österreich

Veröffentlicht mit Unterstützung des Forschungsrates der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt aus den Fördermitteln der Privatstiftung Kärntner Sparkasse.

ISBN 978-3-658-12154-9
DOI 10.1007/978-3-658-12155-6

ISBN 978-3-658-12155-6 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Inhaltsverzeichnis

Interventionsforschung: Anliegen, Potentiale und Grenzen transdisziplinärer Wissenschaft – eine Einführung	1
Larissa Krainer und Ruth E. Lerchster	
Transdisziplinäre Forschung zwischen Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung, oder: Was bedeutet es, Interventionsforschung anzuwenden?	9
Martina Ukowitz	
Partizipative Forschung in Palliative- und Dementia Care als Beitrag zur Demokratisierung der Sorge	31
Klaus Wegleitner, Katharina Heimerl, Elisabeth Reitingner, Elisabeth Wappelshammer, Petra Plunger und Patrick Schuchter	
Leitbild Gesundheitsversorgung. Interventionsforschung in einem hochregulierten und komplexen System	63
Stefan Knoth	
Kooperation und die Erbringung öffentlicher Leistungen. Intervenieren im Spannungsfeld zwischen Politik, Staat und Zivilgesellschaft	85
Christian Neugebauer	
Soziale Ökologie im Krankenhaus – über eine transdisziplinäre Zusammenarbeit und deren Wirksamkeit	113
Ulli Weisz, Willi Haas und Silvia Hellmer	

Nachhaltigkeitsjournalismus als Gegenstand der Interventionsforschung	139
Larissa Krainer	
Interventionsforschung im intergenerationalen Dialog. Ein partizipatives Forschungsprojekt von Universität, Schule und Region	165
Andrea Sieber und Gerhard Strohmeier	
Interventionsforschung im Gemeindebereich	179
Peter Heintel	
Extrem spannend und kaum zu beraten: Freiwilligen-Organisationen ticken anders. Offene Türen oder Herausforderung für die Interventionsforschung?	209
Brigitte Gary	
Entwicklungsprozesse in Organisationen. Zur Funktion von Hintergrundtheorien als Instrument der Konfliktlösung und Entlastung	243
Ruth E. Lerchster	
Emotionen für die Forschung wahrnehmen lernen. Work Discussion – eine Anwendung der psychoanalytisch-orientierten Beobachtung im Interdisziplinären DoktorandInnenkolleg Interventionsforschung	261
Ina Paul-Horn und Agnes Turner	
Nichts als Schwierigkeiten!?! Über den Umgang mit Barrieren, Limitierungen und der Sinnhaftigkeit von Grenzüberschreitung in der Interventionsforschung	285
Ruth E. Lerchster	

Mitarbeiterverzeichnis

Brigitte Gary Beratung – Training – Mediation, Schwäbisch Hall, Deutschland

Willi Haas Institut für Soziale Ökologie, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Katharina Heimerl Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Peter Heintel Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Österreich

Silvia Hellmer Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Stefan Knoth Curanovis, Brugg AG, Schweiz

Larissa Krainer Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Österreich

Ruth E. Lerchster Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Österreich

Christian Neugebauer Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Ina Paul-Horn Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Österreich

Petra Plunger Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Elisabeth Reitingner Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Patrick Schuchter Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Andrea Sieber Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Gerhard Strohmeier Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Agnes Turner Institut für Unterrichts- und Schulentwicklung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Martina Ukowitz Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Österreich

Elisabeth Wappelshammer Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Klaus Wegleitner Institut für Palliative Care und OrganisationsEthik, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Ulli Weisz Institut für Soziale Ökologie, Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Wien, Österreich

Interventionsforschung: Anliegen, Potentiale und Grenzen transdisziplinärer Wissenschaft – eine Einführung

Larissa Krainer und Ruth E. Lerchster

Transdisziplinäre Forschung lässt sich nur schwer einheitlich charakterisieren. Zum einen, weil die Begriffsverwendung in unterschiedlichen Disziplinen divergiert (manche verwenden den Begriff in derselben Weise wie andere die Bezeichnung interdisziplinär gebrauchen). In der vergleichsweise jungen Community, die sich in Forschungsnetzwerken wie etwa dem „Network for Transdisciplinary Research“¹ eingefunden hat, werden mit dem Begriff in der Regel mindestens zwei Aspekte angezeigt: Zum einen ein Bekenntnis dazu, dass sich Wissenschaft der Bearbeitung von konkreten Praxisproblemen verpflichtet fühlt und zum anderen, dass in die Prozesse der Bearbeitung Stakeholder aus der Praxis partizipativ involviert werden. Wenn auch der Grad der Partizipation stark divergiert, kann partizipative Forschung als Versuch begriffen werden, gesellschaftliche Mitverantwortung zu übernehmen, wenn es darum geht, Diskurse mitzugestalten und Standpunkte zu beziehen. Manche begreifen Partizipation auch als forschungsethische Prämisse. In vielen Fällen wird ersichtlich, dass partizipative Forschungsanlagen den Zugang zur lokalen Bevölkerung erleichtern, das Näherrücken örtlicher ProjektakteurInnen fördern, vorhandene Wissensbestände zueinander in Beziehung setzen können, dialogische Kompetenzen zu fördern vermögen und letztlich die operative Umsetzung praxisrelevanter Ergebnisse erleichtern.

¹ Siehe: <http://www.transdisciplinarity.ch/d/About/>, 27. 03. 2015.

L. Krainer (✉) · R. E. Lerchster
Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und Interventionsforschung,
Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Klagenfurt, Sterneckstr. 15, 9020 Österreich
E-Mail: larissa.krainer@aau.at

R. E. Lerchster
E-Mail: ruth.lerchster@aau.at

Transdisziplinäre Forschung operiert in sehr heterogenen gesellschaftlichen Feldern, was sie bunt und grenzenlos macht, zugleich aber wiederum schwer fassbar werden lässt. Vielfach werden Anliegen beschrieben, die Problemlösungskompetenz in Praxisfeldern zu erhöhen, Entscheidungs- und Handlungsspielräume zu erweitern, Interventions- und Entwicklungsprozesse zu generieren, Emanzipations- und Bildungsprozesse zu initiieren – kurz: einen „social impact“ zu erzeugen. Manches davon lässt sich kursorisch beschreiben, einiges auch dokumentieren, das wenigste aber messen. „Doing transdisciplinarity“ bedeutet für die engagierten WissenschaftlerInnen daher in der Regel, dass ihre Arbeit im Wissenschaftssystem selbst nicht leicht anschlussfähig ist. Der dort geforderte Output lässt sich nicht leicht mit den erbrachten Forschungsleistungen synchronisieren, Forschungsbilanzen und Indikatorensysteme können als Barrieren wirken und selbst das Erzielen einer dokumentierbaren Wirkung in relevanten Systemumwelten vor Ort löst nicht das Problem der zumeist geforderten Quantifizierung oder Übertragbarkeit in Wissenschaftspublikationen.

Interventionsforschung ist ein inter- und transdisziplinärer Forschungsansatz, der an der Universität Klagenfurt entwickelt wurde und dort kontinuierlich – sowohl in wissenschaftstheoretischer wie methodologischer Hinsicht – weiterentwickelt wird. Seine Axiomatik, Grundannahmen, Paradigmen und Methoden haben wir im ersten Band der vorliegenden Buchreihe entfaltet, dazu einige Außenperspektiven eingeholt und Reflexionen zu ersten Erfahrungen durchgeführt. Im zweiten Band geht es um Anliegen, Potentiale und Grenzen, die wir verfolgen, sehen und im Laufe der Zeit erkannt haben sowie um Anwendungsfelder, in denen Interventionsforschung und andere ihr nahestehende transdisziplinäre Forschungskonzepte bislang umgesetzt wurden.

Diese lassen sich nach unterschiedlichen Logiken ordnen: nach Handlungsfeldern (z. B. Gesundheitsbereich, Journalismus, Gemeinde- oder Regionalentwicklung), nach übergeordneten gesellschaftlichen Zielsetzungen (z. B. Beiträge zur Nachhaltigen Entwicklung, dem Erbringen öffentlicher Leistungen durch unterschiedliche Träger) oder mit Blick auf die gesetzten Forschungsaktivitäten im Sinne eines transdisziplinären Vorgehens (z. B. Kooperation mit und Partizipation von PraxispartnerInnen und betroffenen Stakeholdern, Reflexion gesetzter Interventionen). Andere Perspektiven ergeben sich, wenn man etwa danach fragt, welche Lernsettings zur Vermittlung von Interventionsforschung im Rahmen von Studien zum Einsatz kommen können oder überlegt, welche Erkenntnisse und Lernerfahrungen sich aus unterschiedlichen Forschungsprojekten auf einer allgemeineren Ebene gewinnen lassen, etwa über Potentiale und Grenzen transdisziplinärer Forschungsansätze.

Die im vorliegenden Band versammelten Darstellungen von konkreten Forschungsprojekten sind nicht alle im Paradigma der Interventionsforschung entstan-

den und durchgeführt worden, wohl aber ordnen sich alle inter- und transdisziplinären Forschungsansätzen zu. Alle AutorInnen nehmen auf Interventionsforschung Bezug oder erläutern ihr Verständnis davon. In diesem Sinne bietet der Band auch die Möglichkeit, innerwissenschaftliche Diskurse partiell nachzuvollziehen.

Zu Recht fragt Martina Ukowitz zunächst einmal nach, was es überhaupt bedeutet, Interventionsforschung anzuwenden. Dabei skizziert sie Interventionsforschung als Inbegriff von anwendungsorientierter Forschung, indem sie zeigt, inwiefern grundlegende Forschungshaltungen, eine ihnen zugehörige Forschungsethik und damit verbunden auch ein spezifisches Menschenbild dem Ansatz zugehörig sind und in ihm lebendig werden. Spezifische Charakteristika, die sie dafür ausmacht, sind dabei etwa das gemeinsame Herstellen eines Prozesses von ForscherInnen und PraxispartnerInnen, eine methodische Offenheit, die eine rollierende Planung von Forschungsprojekten (im Sinne einer Anpassung auf aktuelle Entwicklungen und Bedürfnisse) ermöglicht oder ein kontextsensitives Aufsetzen von Forschungsprojekten, die in ihrer Anwendung wenig Modellhaftes haben. Transdisziplinäre Forschung, so zeigt sich, eröffnet als intermediäre Institution einen kommunikativen Raum der Wissensgenerierung und Problemlösung sowie der Bildung durch Wissenschaft. Forschung lässt sich demnach als kollektiver Lernprozess skizzieren, an dem ExpertInnen aus Wissenschaft und Praxis partizipieren und teilhaben.

Mehrere AutorInnen stellen Beispiele zu und Erfahrungen aus sehr unterschiedlichen Forschungsprojekten im Gesundheitsbereich zur Verfügung. Klaus Wegleitner, Katharina Heimerl, Elisabeth Reitinger, Elisabeth Wappelshammer, Petra Plunger und Patrick Schuchter berichten von ihren Forschungsergebnissen im Bereich „Palliative und Dementia Care“ und fragen danach, welchen „Beitrag zur Demokratisierung der Sorge“ partizipative Forschung leisten kann. An diesem Forschungsbereich lässt sich eine Entwicklung besonders anschaulich nachvollziehen: Zunächst bezog sich die Arbeit stark auf die handelnden Personen (Medizin- und Pflegepersonal), dann in zunehmendem Ausmaß auf die Ebene der Organisationen (Steuerung, Leitung, Kooperation z. B. von Kranken- und Pflegeanstalten) und inzwischen ist sie bei der Gemeinde angekommen. Dabei gilt die Suche einer „caring society“ oder einer „Politik der Sorge“ als Dimension einer nachhaltigen Gesellschaftskultur. Konkret geht es etwa um die Entwicklung von lokalen Hilfsnetzwerken oder um die Neuausrichtung der Gesundheitsförderung. Aus demokratiepolitischer Perspektive geht es um noch viel mehr: Die Zukunft des Wohlfahrtsstaates hänge von der ethischen Verantwortlichkeit der Politik ab, lautet die These, eine demokratische Sorgeskultur wird damit zum Qualitätsmerkmal des Demokratisierungsgrades von Gesellschaften erhoben und Palliative Care als partizipatives Sorgekonzept vorgestellt.

Die Entwicklung eines Leitbildes für die Gesundheitsversorgung eines Schweizer Kantons steht im Zentrum des Forschungsprojektes, das Stefan Knoth vorstellt. Dass es sich dabei um Forschung in einem zugleich hochregulierten und komplexen System handelt, wird rasch klar, dass die Interessenlagen innerhalb des Systems und der verschiedenen Stakeholder divergieren (können) ebenso. Knoth arbeitet sehr anschaulich Beispiele für die bereits benannten individuellen wie kollektiven Bildungsprozesse, die die Interventionsforschung initiieren und begleiten kann, heraus, wenn er von politisch-ethischen, systemisch-strategischen oder methodisch-prozessualen Bildungsprozessen spricht.

An der Schnittstelle von Politik und Verwaltung (Krankenhausträger, Krankenkassen, Interessenvertretungen, Alten- und Pflegeheime) ist ein Forschungsprojekt angesiedelt, das Christian Neugebauer vorstellt und als Ausgangspunkt für ein theoretisches Lernen auf mehreren Ebenen nimmt. Netzwerke können als Intermediäre zwischen Hierarchie und Markt, zwischen politischen Systemen und zivilgesellschaftlichen Organisationen angelegt sein oder über Kooperation als demokratiegestaltendes Potenzial der Gesellschaft sowie als Beitrag zu einer nachhaltigen Lösungsfindung in gesellschaftlichen Problemfeldern wirksam werden. Gesellschaftspolitisch betrachtet ist Kooperation als alternatives Steuerungsverständnis zu begreifen, zugleich kann Kooperation allerdings auch als Organisationsfigur gedeutet werden.

Ebenfalls dem Gesundheitsbereich zuzuordnen ist der Beitrag von Ulli Weisz, Willi Haas und Silvia Hellmer über „Soziale Ökologie im Krankenhaus“, in dem sie insbesondere die „transdisziplinäre Zusammenarbeit“ in den Blick nehmen. Das Projekt ist an der Schnittstelle von Nachhaltigkeits- und Organisationsentwicklungsforschung angesiedelt, der zentrale Fokus betrifft die Frage, wie in Krankenhäusern für Nachhaltige Entwicklung sensibilisiert und diese vorangetrieben werden kann. Auf der Ebene der Methoden bieten die AutorInnen insbesondere zur Frage der „Wirkung“ transdisziplinärer Forschung Reflexionen an und zeigen, dass diese zum einen je nach relevanten Umwelten zu differenzieren sind und zum anderen, dass die Planbarkeit von Wirkungen nicht immer gegeben ist und diese erst recht nicht unmittelbar am Ausgangspunkt eines Projektes definierbar sind. Demgegenüber können sich aber durchaus (positive) Wirkungen ergeben, die nicht erwartet wurden.

Der Nachhaltigkeitsforschung widmet sich auch ein Forschungsprojekt von Larissa Krainer, das der Frage nachgeht, wie das Thema der Nachhaltigkeit von Journalistinnen und Journalisten aufgegriffen und beurteilt wird. Das Resultat ist eher ernüchternd und das auf zwei Ebenen: Auf der inhaltlichen Ebene zeigt sich, dass sich die vielfältigen und komplexen Widersprüche, die sich im Bereich der Nachhaltigkeit ergeben, nicht für eine schnelllebige Medienlandschaft eignen und JournalistInnen das Thema daher für sperrig und wenig mediantauglich erachten.

Auf der Ebene der Methodenreflexion zeigt sich, dass zentrale Anliegen der Interventionsforschung (z. B. das Organisieren reflexiver Lernprozesse) an Grenzen stoßen, wenn die PraxispartnerInnen zu wenig Interesse an einem gegenseitigen Austausch haben oder – wie im Journalismus üblich – unter enormem Zeitdruck stehen.

An der Schnittstelle von Regional- und Nachhaltigkeitsforschung ist das Forschungsprojekt angesiedelt, von dem Gerhard Strohmeier und Andrea Sieber berichten. Auf der Vorderbühne geht es um ein gemeinsames Forschen und Lernen von SchülerInnen zum Thema Leinen, das im Kärntner Lesachtal über lange Zeit selbst hergestellt wurde (von der Bepflanzung über das Brecheln von Flachs bis zur Verarbeitung). Im Hintergrund geht es um viel mehr: um das Heben regionalen Wissens und Könnens, über das nur noch wenige ältere Menschen verfügen (intergenerationales Lernen), um die Sicherung von Kulturgütern, um das Wiedererinnern lokaler und regionaler Spezifika, um das Erforschen von Wechselwirkungen zwischen Menschen und der Kulturlandschaft. Dabei wird nachvollziehbar, inwiefern Bewusstseinsbildung als reflektierter Lernprozess gestaltet werden kann und welche interaktiven Dynamiken dabei entstehen. Geschichte wird durch Nachahmung von Prozessen nachvollziehbar gemacht und nachvollzogen, ein Prozess von „History Re-enactment“ entsteht. Darüber hinaus lassen sich dem Beitrag Hinweise über Transferprodukte von Wissenschaft in die Praxis junger Menschen entnehmen.

Peter Heintel bietet in seinem Beitrag über „Interventionsforschung im Gemeindebereich“ zunächst einen Überblick über Möglichkeiten an, wie Interventionsforschung in Gemeinden wirksam werden kann (für spezielle Themen oder Fragen der Gemeindeentwicklung). Wenn es eher um eine Standortbestimmung geht, sorgt die Forschung für eine gründliche Analyse der Gesamtsituation, stellt einen Fremdblick und Hintergrundtheorien zur Verfügung und errichtet eine partizipative Forschungsarchitektur, die Prozesse gegenseitigen Lernens ermöglicht. Solcherart eingerichtete selbstaufklärende Lernprozesse in Gemeinden können als Grundlage für politisch tragfähige Entscheidungen dienen, Interventionsforschung wird dann zu einem Programm politischer Bildung. Nachdem Politik in zunehmendem Ausmaß Instrumente für sinnvolle Bürgerbeteiligungsprozesse benötigt, könnte sich Interventionsforschung als ein solches anbieten. Interventionsforschung und Politik treffen sich dabei sowohl in ihren interdisziplinären Bezügen als auch im Bedarf an direkter Kommunikation. Heintel arbeitet zudem mehrere Dimensionen heraus, in denen Interventionsforschung nützlich werden kann: Durch ihre dialektische Ausrichtung ermöglicht sie es erstens, Widersprüche zu benennen und Überlegungen zu deren Balance zu generieren, zweitens unterstützt sie die Entwicklung selbstreflexiver Kompetenz und drittens nimmt sie auch Emotionen in den Blick, die im politischen Alltag häufig unbedacht bleiben.

In die Welt der Freiwilligen-Organisationen (mit Fokus auf Non-Profit-Organisationen NPOs) entführt Brigitte Gary, wenn sie nach deren Zukunftsfähigkeit fragt. NPOs erfüllen zentrale Funktionen in der Gesellschaft, stiften Sinn, erlauben Mitgestaltung, das Erleben von Gemeinschaft, bieten bedeutsame Erfahrungsfelder in Hinblick auf das Aushalten von Konflikten, das Finden gemeinsamer Lösungen und das Erleben von Solidarität und Anerkennung an. Freiwilligen-Organisationen wirken sowohl individuell, als auch gesellschaftlich. Anhand eines Deutschen Landesvereins, der sich spezifisch an Frauen wendet, beschreibt Gary, wie Interventionsforschung als Instrument der Organisationsentwicklung genutzt werden kann.

Ruth Lerchster fokussiert ebenfalls „Entwicklungsprozesse in Organisationen“, richtet ihren Blick aber auf die Metaebene und beschreibt, welche Funktion Hintergrundtheorien in der Interventionsforschung haben, nämlich primär einen Beitrag zur Reflexion von Organisationen und Systemen zu leisten, Individuen in Konfliktsituationen zu entlasten und dabei praktische Wirksamkeit zu erzielen. Gezeigt wird dies anhand von zwei Beispielen, einem kleinen Verein im regionalen Raum und anhand von Übergabe- und Nachfolgeprozessen im Tourismus.

Ina Paul-Horn und Agnes Turner bieten in ihrem Beitrag eine Methodenreflexion an, die vor allem der Frage nachgeht, wie in der Forschung mit Emotionen umgegangen wird, wenn diese als konstitutive Momente nicht ausgeblendet werden sollen. Dafür stellen sie zunächst „Work discussion“ als Methode in transdisziplinären Forschungsprozessen vor, in welcher Beobachtung und Selbstbeobachtung als eine Kernkompetenz der Forschenden gilt, was ein hohes Maß an Selbstreflexionsfähigkeit und sozialen Kompetenzen voraussetzt. Eine Förderung derselben halten die Autorinnen für einen notwendigen Bestandteil von Ausbildungscurricula für transdisziplinäre Forschung, wofür als ein Beispiel das Interdisziplinäre DoktorandInnenkolleg für Interventionsforschung herangezogen wird.

Abschließend befasst sich Ruth Lerchster mit „Barrieren, Limitierungen und der Sinnhaftigkeit von Grenzüberschreitung in der Interventionsforschung“ und zeigt zunächst, dass im Ruf nach Interdisziplinarität häufig einige Hürden ignoriert werden. Dazu zählen etwa: die Fülle des Materials, mit der „disziplinierte“ Wesen (im Sinne disziplinär geprägter WissenschaftlerInnen) konfrontiert werden und die der Öffnung von „Claims“ bedürfen oder dass der kommunikative Aufwand, der mit Disziplinen überschreitenden Projekten verbunden ist, kaum Beachtung findet. Auch die von vielen AutorInnen positiv beschriebene Initiierung von Reflexions- und Lernprozessen stößt in der Praxis nicht immer auf Gegenliebe, Selbstermächtigung kann als Mühsal empfunden werden und die Sehnsucht nach Expertise, an der man sich einfach orientieren kann, steigern. Wenn Interventionsforschung als kollektiver Bildungsprozess wirksam werden und kulturbildend sein soll, muss Reflektieren erst trainiert werden.

Die Forderung nach einer Transformation der Gesellschaft unter Zuhilfenahme von Wissenschaft und Forschung lässt die hohe Komplexität an Themenstel-

lungen und die Heterogenität der Beteiligten umgehend erahnen. Der vorliegende Band bietet einen Einblick in die Vielfalt transdisziplinärer Forschungsprojekte, deren Anliegen, Prozesse sowie Wirkungspotentiale. Wir haben eingangs darauf hingewiesen, dass eine einheitliche Charakterisierung derartiger Forschungsanlagen nicht möglich ist und aus unserer Sicht auch nicht zielführend wäre. Vielmehr bietet dieses Buch den Leserinnen und Lesern in erster Linie ein Spektrum an empirischen Daten und leistet einen Beitrag in Bezug auf die Frage der Steuerung und Organisation von (gelingenden) Stakeholderdialogen in inter- und transdisziplinären Projekten, in welchen die Beteiligung Betroffener sowie die Förderung aufgeklärter, demokratischer Entscheidungsprozesse im Zentrum der Kooperation zwischen Stakeholdern und WissenschaftlerInnen stehen.

Transdisziplinäre Forschung zwischen Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung, oder: Was bedeutet es, Interventionsforschung anzuwenden?

Martina Ukowitz

*Wer das Neue zu organisieren und in seinem Werden zu
kontrollieren sucht, hat es schon verloren.*
(Jürgen Mittelstraß, Vortrag Klagenfurt 2011)

Die Interventionsforschung ist ein Forschungsansatz, der sich sehr deutlich den AkteurInnen und deren Frage- und Problemstellungen in den verschiedensten gesellschaftlichen Praxisfeldern zuwendet. In der Formulierung der forschungsleitenden Fragestellungen und der Konzeption von Projekten, in der methodischen Gestaltung der Kommunikations- und Lernprozesse innerhalb der Projekte, in der Art und Weise der Integration von wissenschaftlichen Theorien sowie der Generierung und Darstellung von Forschungsergebnissen ist Lösungsorientierung im Sinne der Ausrichtung an den Anforderungen aus der Praxis eine leitende Prämisse. Interventionsforschung mit ihrer oftmals „radikalen“ Orientierung an der Praxis erscheint in diesem Sinne als Inbegriff von anwendungsorientierter Forschung.

M. Ukowitz (✉)
Institut für Organisationsentwicklung, Gruppendynamik und
Interventionsforschung, Alpen-Adria Universität Klagenfurt,
Sterneckstr. 15, 9020 Klagenfurt, Österreich
E-Mail: martina.ukowitz@aau.at

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016
R. E. Lerchster, L. Krainer (Hrsg.), *Interventionsforschung*,
DOI 10.1007/978-3-658-12155-6_2

Forschungshaltungen verwirklichen und Methoden anwenden

Für eine eingehendere Betrachtung der Anwendung von Interventionsforschung ist es zunächst sinnvoll, zwischen den Ebenen der paradigmatischen Grundlagen und dem methodischen Arrangement Interventionsforschung zu unterscheiden. Auf der Ebene der Grundprämissen wirkt der Begriff der Anwendung etwas befremdlich, geht es doch vielmehr um das Menschenbild, auf dem Forschung beruht, und um die Herangehensweise an die Erschließung von Inhalten und Zusammenhängen, also um Fragen der Forschungshaltung und Forschungsethik. Wesentliche Grundlagen für die Interventionsforschung sind im Anschluss an Kants Philosophie der Aufklärung das Verständnis vom Menschen als vernunftbegabtes Differenzwesen, das auf einem transzendentalphilosophischen Ansatz beruhende Anliegen, Prozesse der Selbstaufklärung von Systemen zu unterstützen und kollektive Autonomie anzuregen, und eine hermeneutisch-dialektische Herangehensweise im Sinne Hegel'scher Dialektik.¹ Adäquater als das Wort Anwendung scheinen in diesem Zusammenhang der Begriff Verwirklichung oder die Formulierung „Lebendig-Werden“ von grundlegenden Prämissen, weil sie weniger instrumentellen Charakter vermitteln. Die Verwirklichung der genannten Grundprämissen erfolgt in Interventionsforschungsprojekten, kann aber auch in anderen Settings wie Bildungsarrangements oder prozessfokussierender Beratung verwirklicht werden.

Nimmt man Interventionsforschung als methodisches Arrangement im Kontext qualitativer Sozialforschung in den Blick, lässt sich besser von Anwendung sprechen. Es ist allerdings auch hier auf ein spezielles Verständnis von Anwendung hinzuweisen. Anwenden hat nicht selten instrumentalisierenden, eingreifenden Charakter und evoziert Bilder von Modellen, die lediglich auf Einzelfälle umgelegt zu werden brauchen. Interventionsforschung setzt hingegen auf partizipative Prozesse. Es werden Strukturen und Prozesse eingerichtet, die die Bedingung der Möglichkeit schaffen, dass an einem Thema gearbeitet wird und praxisorientierte Ergebnisse entwickelt werden. Die Forschungsarbeit verläuft zu einem Gutteil ergebnisoffen. Welche Ergebnisse vorliegen und welche Relevanz ihnen beigemessen wird, hängt von den Beiträgen der PraxisakteurInnen und den Dynamiken im Forschungsprozess ab.

Anwendung ist demnach etwas gemeinsam von ForscherInnen und PraxisakteurInnen Herzustellendes, und dies in dreifacher Hinsicht: Erstens braucht es die Bereitschaft der PraxisakteurInnen sich darauf einzulassen und aktiv mitzuwirken. Transdisziplinäre Interventionsforschung lässt sich nicht nur allein von

¹ Vgl. Heintel 2005, Ukowitz 2014.

den ForscherInnen betreiben. Das „Gemeinsam Herstellen“ betrifft den Prozess. Partizipation ist nötig, dass diese Anwendung der Methode überhaupt stattfindet.

Zweitens konstituiert sich die Anwendung aus den inhaltlichen Beiträgen der PraxispartnerInnen und der ForscherInnen. Bestehendes Wissen aus der jeweiligen gesellschaftlichen Praxis und relevantes wissenschaftliches Wissen werden gehoben und lösungsorientiert weiterentwickelt. Dies geschieht im Rahmen eines Kommunikationsprozesses, der in Phasen unterschiedlicher Intensität der Zusammenarbeit zwischen ForscherInnen und Praxissystemen verläuft.

Drittens bedeutet Anwendung nicht Umsetzen eines mehr oder weniger starren Konzepts, sondern Organisation von Kommunikation zu den für die PraxisakteurInnen wichtigen Themen mit kontinuierlicher rollender Planung. Als methodischer Ansatz bietet Interventionsforschung eine Reihe von Settings und Methodelementen, die Anwendung finden können, und es haben sich in langjähriger Forschungspraxis auch gewisse Typologien von Projekten herauskristallisiert. Interventionsforschung kann beispielsweise Initiativen von PraxisakteurInnen begleiten. Sie bietet eine Reflexionsebene für das praktische Tun, fungiert als Sparring Partner und hilft Hintergrundthematiken aufzuspüren, die für eine gedeihliche Weiterentwicklung wichtig sind. Forschung bietet so einen Resonanzboden für die Aktivitäten von AkteurInnen. Interventionsforschung kann auch als (formative) Evaluation konzipiert sein und in diesem Rahmen die Perspektiven unterschiedlicher Stakeholder erheben, um diese mit dem Ziel einer Standortbestimmung und der Entwicklung neuer Perspektiven zusammenzuführen. Abgesehen von der Begleitung von Prozessen durch Forschung können mit der Interventionsforschung auch Themen, die Menschen und ihre Handlungen in sozialen und funktionalen Gefüge betreffen, aufgegriffen und einer inter- und transdisziplinären Aufarbeitung zugeführt werden. Dies geschieht auf der Basis von Anfragen aus Praxissystemen oder vor dem Hintergrund eigener Forschungsinteressen.

Mit dem Beschreiben von Typologien soll aber keineswegs einer Standardisierung das Wort geredet werden, im Gegenteil, die Forschungsvorhaben werden in ihrer Singularität wahrgenommen und die Methodelemente mit Rücksicht auf Projektbeteiligte und inhaltliche Gegebenheiten kontextsensitiv eingesetzt. Interventionsforschung anzuwenden heißt auch vor dem Hintergrund verschiedener Systemlogiken jeweils etwas anderes. Besonders die emanzipatorischen Anliegen, Reflexion zu initiieren, das Wissen aller Beteiligten mit einzubeziehen, Selbstaufklärung und Selbstbestimmung zu fördern, sind nicht immer ohne Weiteres anschlussfähig. In der Welt des Journalismus beispielsweise erschweren Zeitdruck und Rollenverständnis Reflexion, in militärischen Verbänden ist es nicht leicht, hierarchiefreie Räume zu schaffen, in welchen Themen bearbeitet werden können.²

² Vgl. Krainer in diesem Band, Lampalzer 2014.

Interventionsforschung anzuwenden heißt also auch darauf zu achten und sich darauf einzustellen, unter welchen Voraussetzungen und in welchen Settings die Forschung verwirklicht werden kann. Anwendung hat in diesem Sinne wenig Modellhaftes und von außen direkt Intervenierendes, sondern bedeutet einen immer wieder etwas anders verlaufenden gemeinsamen Prozess der Aneignung.

Anwendung wissenschaftlichen Wissens und Gesellschaftsrelevanz der Forschung

Im Zusammenhang mit Wissenschaft werden das Wort Anwendung und der Begriff angewandte Forschung mit Praxisnähe und Umsetzungsorientierung assoziiert. Wissenschaft unterstützt und verbessert mit ihren Forschungsergebnissen gesellschaftliche Praxis. Sie verlässt den viel zitierten Elfenbeinturm und wird gesellschaftlich wirksam.

Die Frage, welchen Stellenwert Gesellschaftsrelevanz in den Wissenschaften haben soll und auf welche Weise Wissenschaft wirksam werden soll, wird sehr kontrovers diskutiert. Im Grunde geht es dabei um eine Balance zwischen Unabhängigkeit der Wissenschaften, die eine gewisse gesunde Distanz zu gesellschaftlicher Praxis erfordert, und der Erfüllung des gesellschaftlichen Auftrages, Forschung zum Wohle und Nutzen der Gesellschaft zu betreiben. Der politische Wille scheint aktuell sehr stark getragen von dem Wunsch, wissenschaftliche Erkenntnisse und daraus entwickelte Produkte und Verfahren für wirtschaftliche Ziele zu nützen. Gedeihliche gesellschaftliche Entwicklung wird in einem engen Zusammenhang mit wirtschaftlicher Entwicklung gesehen. Besonders Natur- und Technikwissenschaften kommt in dieser Hinsicht große Bedeutung zu. Zu schnell und unreflektiert den Anforderungen aus der gesellschaftlichen Praxis zu folgen, so eine kritische Position in der Wissenschaft, könne Engführungen und Einseitigkeiten nach sich ziehen, wenn nicht überhaupt zu Korrumpierung führen. Es besteht die Gefahr der Instrumentalisierung und des Missbrauchs durch Ideologien.

Die Wissenschaften stehen in einem Spannungsfeld, denn der Auftrag, der Gesellschaft zu dienen, kann in zweierlei Richtungen ausgelegt werden. Einerseits sind die Wissenschaften angehalten (und haben selbst durchaus Interesse daran), umsetzungsorientiertes Verfügungswissen³ zur Bewältigung gesellschaftlicher Praxis zu produzieren; Wissen, das zumeist technologisch übersetzt, der unmittelbaren Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse dienen soll. Andererseits haben sie die Aufgabe, zu einem bloßen Verfügen über Natur und Gesellschaft

³ Vgl. Mittelstraß 1982, Ukowitz 2012.

in eine reflexive Distanz zu gehen und Orientierung in Natur und Gesellschaft zu ermöglichen. Diese reflexive Orientierung kann mitunter auch zu Ergebnissen führen, die im Widerspruch zu unmittelbar Nützlichem stehen (so kann etwa eine Technologie den Menschen unmittelbar das Leben erleichtern, sich längerfristig aber schädlich auswirken). Ein rechtes Verhältnis zwischen Verfügungswissen und Orientierungswissen zu finden und in adäquatem Ausmaß Anbindung an die außerwissenschaftlichen Praxisfelder zu suchen, bleibt eine Herausforderung, der sich ForscherInnen immer wieder neu stellen müssen. Das eine Extrem, zu sehr abgeschlossen und den Eigenlogiken folgend Ergebnisse zutage zu bringen, die in der Praxis nicht mehr oder nur über Schritte der Rückvermittlung anschlussfähig sind, ist genauso wenig zielführend wie sich blind von gesellschaftlichen Zurufen treiben zu lassen. Von den teils regen Auseinandersetzungen zu (neuen) Positionierungen der Wissenschaften in der Gesellschaft scheinbar unberührt wirken aber auch konservative Tendenzen, die Positionen der Abgrenzung und Konzentration auf innerwissenschaftliche Diskurse nach sich ziehen. Sie sind möglicherweise motiviert durch die Sorge, Wissenschaft könne ob all der inter- und transdisziplinären Vermischungen ihre Identität (oder zumindest die disziplinären Identitäten) verlieren.

Die Wissenschaftsdisziplinen sind von dieser Problematik sehr unterschiedlich betroffen. Die technikwissenschaftlichen Disziplinen, deren Ergebnisse gesellschaftlich sehr stark nachgefragt werden, sind zumeist gut dotiert und es gibt zahlreiche Forschungsförderungsprogramme, über die Projekte finanziert werden können. Zugleich ist das große Interesse vor allem aus der Wirtschaft für universitäre technikwissenschaftliche Forschung nicht unproblematisch, weil die Wissenschaft unter Zeitdruck gerät (Wirtschaft braucht schnelle Ergebnisse, wissenschaftliche Forschung braucht Zeit), weil sie sich unter dem Anspruch der Stakeholder zu wenig mit Grundlagenforschung beschäftigen kann, aber auch weil Erfolg mitunter blind für reflexive Distanz zum eigenen Tun macht. Umgekehrt sehen sich beispielsweise geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen der Gefahr ausgesetzt, marginalisiert zu werden, weil die Ergebnisse aus diesen Forschungsrichtungen weniger nachgefragt werden und auch weniger unmittelbar wirksam werden können. Letztlich ist jede Forschungsrichtung gefordert, ihren eigenen Weg zwischen den Polen der Orientierung an den Anforderungen von gesellschaftlichen Stakeholdern und reflexivem Rückzug zu finden, um sowohl Verfügungs- als auch Orientierungswissen einbringen zu können und die Position des legitimierten „Anderen“, das sich der „Handlungsträgerschaft“ zur Seite stellt und ihr Hilfestellung und Beratung anbietet, einnehmen zu können.⁴

⁴ Vgl. Knorr-Cetina 2008.

Die bisherigen Überlegungen zeigen, dass das Spannungsfeld, in dem wissenschaftliche Forschung steht, nicht aufgelöst werden kann, sondern immer wieder neu zu balancieren ist. Reflexive Distanz und freie Forschung einerseits können nicht gegen die Orientierung an konkreten gesellschaftlichen Problemen und Zweckgerichtetheit der Forschung ausgespielt werden. Doch wie ist es möglich, in den Forschungen beide Ausrichtungen zu verwirklichen? Die Frage der Gestaltung der Beziehung von Forschung und Gesellschaft spiegelt sich in wissenschaftstheoretischen und wissenschaftssoziologischen Arbeiten. In der Systematik der Wissenschaften wird hinsichtlich der Ausrichtung der wissenschaftlichen Forschungsaktivitäten zumeist zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung unterschieden. Es ist eine idealtypische Unterscheidung, die von Autoren bzw. Autorinnen in verschiedenen Nuancierungen vorgenommen und argumentiert wird.⁵

In der angewandten Forschung werden Ergebnisse angestrebt, die auf konkrete Verwertung außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs ausgerichtet sind oder eine Wissensbasis bereitstellen, die für eine (technische) Entwicklung erforderlich ist. Über die Formulierung der Forschungsfragen, die inhaltliche Ausrichtung des Forschungsprozesses wie auch über die Beschaffenheit der Ergebnisse der Forschung wird nicht allein von WissenschaftlerInnen entschieden. Potentielle NutzerInnen oder kommerzielle VerwerterInnen bestimmen die strategische Ausrichtung von Forschung mit. Wissenschaftsexterne Kriterien wie Praxisbezogenheit, Akzeptanz und Nutzen sind entscheidend. Häufig geht es in der angewandten Forschung darum, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen (aus der Grundlagenforschung) aufbauend, Forschung zur Entwicklung von Produkten oder Verfahren zu betreiben. Daran lässt sich erkennen, dass die Systematik wesentlich aus den Natur- und Technikwissenschaften heraus formuliert ist. Anwendung erfolgt in sozial- oder geisteswissenschaftlichen Forschungsfeldern anders, darauf wurde im Zusammenhang mit Interventionsforschung bereits hingewiesen.

Grundlagenforschung hat hingegen nicht die Intention, unmittelbar lebensweltlichen praktischen Nutzen zu stiften. Gesellschaftliche Relevanz der Erkenntnisse und Resultate stehen nicht im Vordergrund. Forschung erhebt nicht den Anspruch auf unmittelbare Verwertbarkeit und sieht sich nicht einer Anwendungsorientierung verpflichtet. Dies schließt nicht aus, dass das generierte Wissen möglicherweise erst zu einem späteren Zeitpunkt und/oder in modifizierter Form und in anderen Zusammenhängen für die Praxis von Bedeutung ist. Die Aussicht auf Verwertung steht aber nicht im Vordergrund. Die ForscherInnen arbeiten in der Grundlagenforschung entlang ihrer Interessen und frei von Einfluss außerwissenschaftlicher Intentionen und Kriterien. Grundlagenforschung wird mit einer starken Ausrich-

⁵ Vgl. Balsiger 2005.

tung an innerwissenschaftlichen Interessen assoziiert. Es geht um Stärkung und Weiterentwicklung von Wissenschaftsdisziplinen und um Theorieentwicklung. Die Entscheidung, ob eine Forschung durchgeführt wird und wie sie verläuft, wird nach fachwissenschaftlichen Kriterien getroffen.

In der Unterscheidung zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung wird im Wesentlichen die Bezugnahme wissenschaftlicher Forschung entweder auf das Wissenschaftssystem selbst (innerwissenschaftlich relevante Themen, Wissenschaftler als Adressaten der Forschung) oder auf gesellschaftliche Systeme außerhalb der Wissenschaft verhandelt. Die unterschiedlichen Ausrichtungen ziehen Konsequenzen nach sich. Diese werden an den Entscheidungen über Forschungsthemen, am inhaltlichen Verlauf von Forschungsprozessen und am Umgang mit der Frage der Verwertbarkeit von Ergebnissen bemerkbar.

Grundlagenforschung wird auch als reine, freie Forschung bezeichnet. Die Adjektiva rufen nach eingehenderer Betrachtung. „Rein“ lässt sich mit unbeeinflusst von Zurufen und Außeneinflüssen, etwa von gesellschaftlichen Stakeholdern, und den Konsequenzen, die solche Einmischungen nach sich ziehen, assoziieren. Frei ist eine Forschung, die sich von nichts und niemandem einschränken lässt, auch nicht durch disziplinäre Zwänge und innerwissenschaftliche Normen. Der Freiheit sind im akademischen Alltag schnell Grenzen gesetzt: Innerwissenschaftlich orientierte Grundlagenforschung, zeigt sich bei genauerem Hinsehen, ist ebenso wenig frei wie praxisorientierte angewandte Forschung, die Einschränkungen kommen nur von unterschiedlichen Anspruchsgruppen. Dem Gedanken der Freiheit der Forschung ist insofern viel abzugewinnen, als das Verabschieden oder zumindest zeitweilige Zurückstellen von Einschränkungen, Regeln, Zwecken und Kontrolle kreative Denkräume zu eröffnen ermöglicht, in welchen neue Gedanken entstehen, neue Zusammenhänge sichtbar werden und neue, möglicherweise bessere Lösungen entwickelt werden können. „Das Neue“ lässt sich im Sinne einer reinen Fortschrittsideologie (z. B. in einseitiger Orientierung an technologischer Entwicklung) interpretieren und kritisieren. Es lässt sich aber auch als „qualitativ Anderes“ beschreiben, im Sinne einer Offenheit und eines Perspektivenwechsels, im Sinne kreativer Zugänge zu Fragestellungen und Problemlösungen. Die Form von Freiheit, die hier skizziert werden soll, ist keine absolute, die in individuelle Beliebigkeit und völlige Regellosigkeit führt. Es ist eine reflektierte, von den Forschenden individuell und kollektiv verantwortete Freiheit. Dies bedeutet Verantwortung der Forschung sich selbst und ihren Prämissen gegenüber, aber auch gegenüber der Gesellschaft, der sich Wissenschaft verpflichtet sieht.

Inwieweit das zweite Unterscheidungsmerkmal, Zweckgebundenheit oder Zweckfreiheit der Forschung, ernst genommen werden kann, ist zu diskutieren. Es verlangt ebenso genauere Betrachtung wie die Differenz Freiheit der Forschung

– Interessengebundenheit der Forschung. Es erscheint sinnvoll, zwischen unmittelbarer und mittelbarer Zweckorientierung zu unterscheiden, da Forschung kaum wirklich ziel- und zwecklos als reine *l'art pour l'art*-Tätigkeit betrieben wird. Die Zwecke und Ziele können aber jeweils auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen liegen: ForscherInnen verfolgen konkrete Interessen und wollen konkrete Probleme lösen, die von gesellschaftlichen Stakeholdern formuliert werden oder aus der wissenschaftlichen Forschung erwachsen. ForscherInnen beschäftigen sich nicht unmittelbar zweckgebunden mit größeren Themenkomplexen, von denen sie vermuten, sie seien (gesellschaftlich) relevant. Sie platzieren Themen im gesellschaftlichen Diskurs, vermitteln Erkenntnisse in universitärer Lehre und Weiterbildung und auf Basis der Forschung können in weiterer Folge gesellschaftliche Einzelprobleme adressiert und gelöst werden. Damit ist angedeutet, dass die Ausrichtung von Forschung auf die Gesellschaft sinnvollerweise auf unterschiedlichen Ebenen der Abstraktion zu konzipieren ist: von der konkreten Problemlösung in Kooperation mit Stakeholdern bis zu inhaltlichen Beiträgen zu gesellschaftlichen Diskursen reicht das Spektrum.

Eine idealtypische Systematisierung der Forschung nach ihrer Ausrichtung auf Zwecke und Adressaten gibt Orientierung und erleichtert es, Schwerpunkte der Forschung deutlich zu machen. Hinderlich wird sie dann, wenn die Trennung strikt erfolgt, die Ausrichtungen einander im Sinne eines Entweder-oder gegenübergestellt werden. Die Unterscheidung zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung hat Eingang in Forschungsförderungsprogramme gefunden, und dies bedeutet eine strukturelle Vorentscheidung, wie Forschung konzipiert werden kann (und wie nicht). Dies beeinflusst (und erschwert) die Planung und Umsetzung von Forschungsprojekten, besonders in inter- und transdisziplinären Arbeitsfeldern. (So sind z. B. in den sehr renommierten Förderprogrammen des FWF-Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung inter- und transdisziplinäre Projekte schwer bzw. gar nicht förderbar. Für transdisziplinär konzipierte, anwendungsorientierte Projektbereiche müssen andere Fördermöglichkeiten gesucht werden. Was in einem Projekt also ineinandergreifen kann, wird durch die Förderlogik voneinander getrennt.)

Die Unzulänglichkeit der Systematisierung vor allem in Bezug auf die Frage der Ausrichtung auf gesellschaftliche (Einzel-)Interessen hat dazu geführt, dass Brückenkonzepte entwickelt wurden, die Vermittlungsfunktion innehaben. Pierre de Bie hat in den frühen 1970er Jahren den Begriff der problemorientierten Forschung eingebracht.⁶ Gemeint ist damit eine Forschung, die Probleme in den Blick nimmt, die in der Gesellschaft entstehen und dort relevant sind. Am Ende eines Forschungsprozesses stehen eine fertige Entwicklung, entscheidungsfähige Grund-

⁶ Vgl. De Bie 1973.

lagen oder Handlungsempfehlungen für die Praxis. Die problemorientierte Forschung nimmt eine Mittelstellung zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung ein, von manchen AutorInnen wird sie aber auch gemeinsam mit angewandter Forschung der Grundlagenforschung gegenübergestellt. Weder die strikte Unterscheidungen zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung noch die Vermittlung zwischen den beiden Ausrichtungen durch eine problemorientierte Forschung eignen sich, die besondere Charakteristik transdisziplinärer Forschung zu fassen. Die Klassifizierung vermittelt ein statisches Konzept.

Die Kontroverse um die Offenheit der Forschung gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen spitzt sich an den mehr oder weniger offen geführten Diskussionen rund um transdisziplinäre Forschung zu, weil dieser Forschungszugang der Praxisperspektive explizit einen Platz einräumt, das Überschreiten der Grenzen zwischen Wissenschaft und Praxissystemen gewissermaßen Programm ist. Transdisziplinäre Forschung eröffnet als intermediäre Institution einen kommunikativen Raum der Wissensgenerierung und Problemlösung, des „mutual learning“ und der Bildung durch Wissenschaft. Die oft sehr unterschiedlichen Erwartungen der AkteurInnen aus den Praxissystemen und dem Wissenschaftssystem führen in Spannungsfelder. Die oben angesprochene Frage der Unabhängigkeit und Eigenständigkeit der Wissenschaft und der Grad der Annäherung an die Interessen aus den Praxissystemen sind zu verhandeln. Verhandlungsthemen sind dabei die Inhalte der Forschungsagenda, die Formulierung der Forschungsfragen, Intensität und Form der Partizipation an der Forschung und die Anforderungen an die Forschungsergebnisse. Die Freiheit von unmittelbarer Zweckgebundenheit der Forschung wird mitverhandelt, die Frage von Theorieorientierung und Praxisbezogenheit ebenso.

Transdisziplinär Forschende gehen mit diesen Fragen nicht zuletzt unter dem Einfluss institutioneller Zwänge sehr unterschiedlich um. Die Scientific Community ist sowohl hinsichtlich der Forschungsfelder als auch hinsichtlich des Ausmaßes an Hinwendung und Öffnung zu Stakeholdern heterogen. Es ist zu vermuten, dass eine gewisse Zurückhaltung in den Praxisbezügen auch auf die noch ausstehende Lösung des Theorie-Praxis-Problems bzw. in der noch offenen Frage nach dem Zueinander von freier, eigenständiger Grundlagenforschung und angewandter oder problemorientierter Forschung begründet liegt.

Interventionsforschung bedeutet radikale Praxisorientierung und Eigenständigkeit

Forschung, die nach dem Ansatz der transdisziplinären Interventionsforschung durchgeführt wird, orientiert sich sehr stark an den Anforderungen, die aus der Praxis an die Wissenschaft herangetragen werden. Themen, Forschungsfragen,

Prozesse der Bearbeitung, die Formulierung der Ergebnisse und ihre Darstellung nehmen auf die Bedürfnisse und Interessen der Stakeholder Bezug. Das Wissen und die Perspektiven der Stakeholder werden in partizipativen Verfahren in die Forschung integriert. Die Orientierung an den AkteurInnen aus den unterschiedlichen involvierten Praxisfeldern zeigt sich auch an der nahe der Alltagssprache liegenden Kommunikation.

In der Interventionsforschung stellt sich die Frage nach der Ausrichtung der Forschung auf die Praxis insofern wenig, als in ihrer Grundaxiomatik bereits wesentliche in diese Richtung weisende Vorentscheidungen grundgelegt sind. Interventionsforschung setzt bei Praxisfragen an und arbeitet auf praxisrelevante Lösungen hin – insofern kann sie als angewandte oder problemorientierte Forschung bezeichnet werden. Die Anwendung der Forschung ist etwas gemeinsam Herzustellendes, die Anwendung oder Umsetzung ihrer Ergebnisse ist gut vorbereitet, weil die Weichen in diese Richtung bereits im Laufe des Forschungsprozesses gestellt sind, indem die Stakeholder aus der Praxis in die Erarbeitung der Ergebnisse (mehr oder weniger intensiv) involviert sind. Die „Praxis-Seite“ ist in der Interventionsforschung gut argumentiert. Interventionsforschung wird auch als praxisorientiertes Forschungsarrangement wahrgenommen. Interessant ist deshalb der Blick auf das Potential jener Bereiche, die Charakter von Grundlagenforschung aufweisen, und die Frage, wie die Sphären miteinander zu verbinden sind.

Von der angewandten Forschung zur Grundlagenforschung und zurück

Die Unterscheidung zwischen Grundlagen- und angewandter oder problemorientierter Forschung, wurde oben gezeigt, ist für transdisziplinäre Forschung nicht wirklich adäquat. Einmal, weil sie statische Konzepte von Forschung suggeriert (einmal für eine Forschungsausrichtung entschieden, wird die Forschung auch in genau dieser Weise ausgeführt), aber auch weil die der transdisziplinären Forschung näher stehenden Begriffe angewandte und problemorientierte Forschung ein arbeitsteiliges Vorgehen von Wissenschaftlern und PraxisakteurInnen vermitteln und die Beteiligten gewissermaßen in ein Experten-Laien-Verhältnis stellen. In der transdisziplinären Forschung findet zumindest zum Teil ein gemeinsames Generieren von Wissen statt. Wissenschaftliches Wissen und Praxisexpertise fließen gleichermaßen in die Forschung ein. Die Gegenüberstellung von wissenschaftlichem Wissen und Praxiswissen führt in ein neuerliches Dilemma, da angesichts

einer verwissenschaftlichten Gesellschaft⁷ auch diese Dichotomie nicht hält. Das Praxiswissen der Stakeholder enthält zumeist auch wissenschaftliches Wissen, das sie sich z. B. über die Berufsausbildung angeeignet haben. Das Wissen erfährt allerdings durch die Bewährungsproben in der beruflichen Praxis Überformungen und Adjustierungen. Der Begriff Praxisexpertise und seine Unterscheidung von wissenschaftlichem Wissen können also wiederum nur der Orientierung dienen. Die Ausrichtung der Forschung auf die Lösung gesellschaftlicher Probleme und die Ausrichtung auf integrative Prozesse der Wissensgenerierung verlangt nach einem eigenen Begriff – möglicherweise kann der Begriff transdisziplinäre Forschung diese Charakteristik derzeit am besten beschreiben. Allerdings ist dabei noch die Bezugnahme auf die jenseits der Praxisbezogenheit liegenden Sphären zu klären.

Einen vielversprechenden Weg zur Vermittlung weist Jürgen Mittelstraß, der die unterschiedlichen Ausrichtungen von Forschung nicht nur beschreibt, sondern sie auch zueinander in Beziehung setzt. Mittelstraß entwirft ein dynamisches Forschungsdreieck von reiner Grundlagenforschung – angewandter Grundlagenforschung – produktorientierter Anwendungsforschung (die Systematisierung bezieht sich in erster Linie auf technische Wissenschaften). Forschung bewegt sich in diesem dynamischen Dreieck, sie durchläuft die unterschiedlichen Dimensionen. Diese Überlegung erscheint mir für transdisziplinäre Forschung und Interventionsforschung sehr nützlich. Interessant sind die Überlegungen, weil nicht davon ausgegangen wird, für Forschung würde im Sinne einer einmaligen Weichenstellung eine bestimmte Ausrichtung gewählt, die dann verfolgt wird. Die Überlegung von Mittelstraß weist in die Richtung, dass Forschung einen Prozess durchlaufen kann, der sich zwischen den Forschungsrichtungen bewegt. Auf die transdisziplinäre Interventionsforschung bezogen heißt das, die Systematik von Mittelstraß adaptierend, sie spannt einen Bogen von der angewandten Interventionsforschung zur Grundlagenforschung und zurück: Es gibt Forschungsphasen oder Forschungsbereiche, in welchen die ForscherInnen eigenständiger entlang spezifischer eigener Interessen (und möglicherweise auch wissenschaftsorientierter) arbeiten und es gibt Phasen und Bereiche, in welchen die Prozesse mit den Stakeholdern aus den verschiedenen Praxisfeldern im Mittelpunkt stehen. Nicht immer gelingt es allerdings, die vielfältigen Anforderungen in ein und demselben Forschungsarrangement zu erfüllen. Forschung ist deshalb in manchen Zusammenhängen in verschiedenen Settings zu organisieren, die zueinander vermittelt werden.

⁷ Vgl. Bammé 2005.

Transdisziplinär Forschende gestalten soziale Prozesse und Arbeiten an Inhalten – Interventionsforschung als „Expertin für eh alles“!?

Sowohl praxisbezogene Kommunikationsprozesse zu gestalten (und in diesen Wissensgenerierung zu ermöglichen) als auch grundlagenorientierte Forschung zu betreiben bedeutet für Forscherinnen und Forscher, unterschiedliche Rollen einzunehmen.⁸ Dies setzt einerseits spezielle Kompetenzen voraus und erfordert andererseits einen besonderen Umgang mit den in der Forschung verhandelten Inhalten. Das Besondere an der Anwendung der Interventionsforschung liegt wie gesagt darin, dass den sozial-kommunikativen Prozessen und den Inhalten große Aufmerksamkeit zuteilwird. Prozessseite und Inhaltsseite bedingen einander, dies gilt für jede Art von Forschung. In der Interventionsforschung ist das Zueinander kontinuierlich und sehr explizit Thema. Darin unterscheiden sich Interventionsforschung und andere Ansätze partizipativer Formen von Sozialforschung z. B. von nicht partizipativ konzipierter qualitativer Forschung. Es geht nicht nur um eine Bearbeitung von Themen, sondern auch darum, wie die von den Themen betroffenen Menschen damit umgehen.

Um ein Beispiel zu geben: Die Mobilität von Menschen zu beforschen, indem ein nach bestimmten Kriterien ausgewähltes Sample befragt wird, die Daten ausgewertet und dazu Hypothesen gebildet werden, und die empirisch gewonnenen Erkenntnisse schließlich mit Bezug auf einschlägige wissenschaftliche Literatur und mit Handlungsempfehlungen versehen in Forschungsberichten zusammengefasst werden, ist eine vor allem auf die Inhalte fokussierte Vorgehensweise. Es ist etwas anderes, Menschen, die miteinander in irgendeiner Form zu tun haben (etwa in derselben Gemeinde wohnen) zu Mobilität zu befragen und sie vor dem Hintergrund der empirischen Erhebung mit dem Forschungsteam und untereinander über Ergebnisse und Konsequenzen ins Gespräch zu bringen. Forschung dieser Art ist von Beginn an umsetzungsorientiert angelegt (es soll die Möglichkeit geschaffen werden, mit den Ergebnissen vor Ort z. B. Maßnahmen zu entwickeln). Diese Art von Forschung muss sich in größerem Ausmaß um die Organisation und Begleitung der Kommunikationsprozesse unter den Beteiligten kümmern.

Die Einrichtung eines Forschungssystems als Sozialkörper ist entscheidend für den Erfolg von Interventionsforschung, deren Anliegen es ist, die Selbstaufklärung von Systemen zu unterstützen, Lernprozesse zu initiieren und in den Praxissystemen anschlussfähige Ergebnisse zu erarbeiten. Dies erfordert wie gesagt spezielle Kompetenzen vonseiten der Forscher und Forscherinnen, es sind aber

⁸ Vgl. Wieser et al. 2014.

auch bestimmte Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Da es um Organisation von Kommunikation geht, gibt es beispielsweise Einschränkungen hinsichtlich der Größe der sozialen Konfigurationen in und mit denen Interventionsforschung arbeitet. Interventionsforschung arbeitet vorzugsweise mit Gruppen, Organisationen und organisationalen Gefügen, die eine gewisse soziale Konsistenz aufweisen (wenn auch nur auf Zeit). Größere soziale Konfigurationen können zwar über Repräsentationssysteme erreicht werden, da direkte Kommunikation einen großen Stellenwert hat, wird die Verwirklichung von Interventionsforschung umso schwieriger, je größer die Stakeholder-Gruppierungen sind.⁹

In inhaltlicher Hinsicht gibt es hingegen prinzipiell kaum Einschränkungen. Interventionsforschung kann in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und zu unterschiedlichen Fragestellungen durchgeführt werden, bei welchen es um den Menschen und seine vielfältigen gesellschaftlichen Veranstaltungen geht. Interventionsforschung als transdisziplinäres Prozessarrangement ist prinzipiell „ExpertIn für eh alles“¹⁰. Wie sieht es nun mit den Inhalten, dem Wissen aus, das in den Forschungsprozessen verhandelt wird? Interventionsforschung bedeutet Organisation von Kommunikation, aber nicht irgendeiner Kommunikation, sondern Kommunikation zu den für Betroffene relevanten Themen.

In der transdisziplinären Forschung werden drei Arten von Wissen unterschieden, Systemwissen, Zielwissen und Transformationswissen.¹¹ Systemwissen meint die empirisch-analytische Ebene in der Auseinandersetzung mit einem Thema. Es entwickelt sich aus den Beschreibungen des Problems und seiner lebensweltlichen Interpretationen sowie aus der Analyse seiner Genese und möglicher Entwicklungen des Problems. In der Interventionsforschung wird das Systemwissen überwiegend über die Perspektiven der Stakeholder erhoben. Das heißt, das Wissen derer, die von dem Thema betroffen sind, stellt einen relevanten Wissensbestandteil dar. Systemwissen entwickeln heißt auch, die unterschiedlichen vorzufindenden Perspektiven zusammenfassend darzustellen und daraus Hypothesen zu formulieren. Die den Problemen zugrunde liegenden Dynamiken werden in Form von Hintergrundtheorien beschrieben. Sie sollen zu einem vertiefenden Verständnis der Situation beitragen. Interventionsforschung leistet damit eine Auseinandersetzung mit Themen, die über die Bearbeitung von Symptomen hinausgeht. Zielwissen ist Wissen über die Bewertungen von Themen und Problemstellungen, es adressiert die normative Ebene. Es geht um das Formulieren von erwünschten Zielen, besseren Praktiken oder auch um die Bestimmung und Begründung von Veränderungs-

⁹ Zu Grenzen der Interventionsforschung vgl. Lerchster in diesem Band.

¹⁰ Vgl. den österreichischen Kabarettisten Günther Paal, alias Gunkl.

¹¹ Vgl. Brand 2000; Pohl und Hirsch-Hadorn 2006.

bedarf. Der Begriff Transformationswissen beschreibt die pragmatische, operative Ebene (Wie lässt sich ein Ziel erreichen?). Im Zusammenhang mit Transformation werden Fragen zur Veränderung bestehender und Einführung erwünschter Praktiken im Umgang mit einem Problem bearbeitet. Diese Ebene umfasst organisationale, technische, soziale, rechtliche, kulturelle Handlungsmöglichkeiten zur Veränderung.

Die drei Wissensarten werden in transdisziplinären Projekten gleichermaßen fokussiert, wobei der zweite und dritte Typ besonders große Bedeutung haben.¹² Forschung versteht sich als problem- und lösungsorientiert, das Erarbeiten von Systemwissen dient vor allem als Basis für die Entwicklung von Ziel- und Transformationswissen. Im Zusammenhang mit allen drei Wissensarten ist aus der Sicht der Interventionsforschung zu berücksichtigen, dass Wissen sowohl von Stakeholder-Seite als auch aus der Wissenschaft zur Verfügung steht. In der Interventionsforschung steht das Wissen der Stakeholder sowohl über das Problem als auch in Bezug auf mögliche Ziele und Wege der Zielerreichung im Mittelpunkt: Es werden das Wissen und die Erfahrungen der Beteiligten sowie die Interessen, Befürchtungen, Wünsche und Zukunftsperspektiven im Zusammenhang mit dem Problem erhoben und aufgefächert. Es werden zugrundeliegende Dynamiken aufgespürt und die Auswertungen aus der Erhebungsphase durch das Forschungsteam zur Diskussion gestellt. Die Diskussion der Zwischenergebnisse dient dazu, sich hinsichtlich des Systemwissens und in Ansätzen des Zielwissens, möglicherweise auch des Transformationswissens, ein gemeinsames Bild zu machen und Entscheidungen vorzubereiten. Diagnose und Entscheidungsvorbereitung, das sind die zentralen Arbeitsbereiche. Interventionsforschung fokussiert dabei sowohl die Ebene des Verfügungswissens als auch eines systemtranszendierenden Orientierungswissens. Das bedeutet, die Beteiligten werden durch die Forschung angeregt, an konkreten Problemlösungen zu arbeiten und sich aus einer gewissen reflexiven Distanz heraus mit den Zusammenhängen zu beschäftigen, in die das verhandelte Thema und die in Aussicht genommenen Lösungen eingebettet sind (und entsprechende Entscheidungen zu treffen). Ausblicke auf nächste Schritte werden gemeinsam mit den Stakeholdern vorgenommen. Wie Schritte in Richtung Umsetzung von Forschungsergebnissen prozessual unterstützt werden können und sollen, ist Thema in Projektabschluss-Gesprächen.

¹² Vgl. Brand 2000.

Die Bedeutung von Feldkompetenz in der transdisziplinären Interventionsforschung

Die Überlegungen zu dem in der Forschung verhandelten Wissen und den Wissenstypen stehen einerseits mit der Frage nach den Möglichkeiten in Zusammenhang, in transdisziplinären Projekten Grundlagenforschung zu betreiben (von unmittelbaren aus wissenschaftlichen Disziplinen oder Stakeholder-Interessen resultierenden Zwecken freie Forschung). Die Überlegungen eröffnen andererseits die Frage, wie viel Fachexpertise Forscherinnen und Forscher für die Arbeit in den jeweiligen Feldern mitbringen müssen. Wie viel Systemwissen (wissenschaftliches Fachwissen und Erfahrungswissen über die in einer Forschung bearbeiteten Inhalte) soll ein Forscher, eine Forscherin haben, um in einem Themenfeld, einem gesellschaftlichen Feld arbeiten zu können? Wie viel Systemwissen erwarten die Praxisakteure von den Forscherinnen und Forschern? Aus der Sicht der Forschenden formuliert lautet eine daraus resultierende Frage, wie sehr inhaltlich fokussiert die Auswahl der Forschungsthemen erfolgen kann und soll. Die Frage ist nicht trivial. Anders als in einer Wissenschaft, in der auf Basis von (Fach-)Büchern neue (Fach-)Bücher geschrieben werden und in der die Inhalte zwar hochkomplex, aber einigermaßen abgegrenzt und zuordenbar erscheinen, haben es ForscherInnen in einer transdisziplinären Wissenschaft mit ausgefransten Systemgrenzen und einer Gemengelage von unterschiedlichen (Wissens-)Beiträgen zu tun.

Transdisziplinäre Forschung weist in ihrer Funktion als sozial-kommunikatives Arrangement Parallelen zu prozessorientierter Beratung auf. In der Prozessberatung, die Individuen, Gruppen und Organisationen adressiert, stehen die für die Auftraggeber aktuell relevanten Themen und Probleme im Mittelpunkt der Aktivitäten. Die Beraterinnen und Berater organisieren einen sozialen Prozess für die betroffene Gruppe (und allenfalls relevante Stakeholder) und unterstützen eine Bearbeitung des Themas, die sich vorwiegend aus dem Wissen, den Erfahrungen und den Perspektiven der Beteiligten speist. Ziel ist, vereinfacht gesagt, Problemlösung und gedeihliche Weiterentwicklung des jeweiligen sozialen oder funktionalen Gefüges. Die Beraterinnen und Berater haben primär prozessbegleitende Funktion, bringen sich aber je nach Beratungsverständnis, Erfordernis der Situation und Feldkompetenz auch inhaltlich ein. Transdisziplinär Forschen bedeutet ebenso einen sozialen Prozess in Gang zu setzen und zu begleiten, und es bedeutet ebenso Wissen aus mehreren „Wissensquellen“ in Projekten zu integrieren. In diesem Fall Praxiswissen aus verschiedenen Akteursgruppen und wissenschaftliches Wissen aus verschiedenen Disziplinen.

In der systemischen Organisationsberatung und im Bereich Coaching wird das Thema unter dem Stichwort Feldkompetenz diskutiert. Die einschlägige Literatur

enthält durchwegs Abschnitte, in welchen Vor- und Nachteile der Feldkompetenz abgehandelt werden, d. h., wie viel inhaltliches Wissen BeraterInnen über die beratenen Systeme unbedingt brauchen bzw. umgekehrt, inwieweit zu viel Wissen auch hinderlich sein kann. Als Argumente gegen (zu viel) Feldkompetenz wird ins Treffen geführt, BeraterInnen dürften nicht betriebsblind oder „systemgängig“ werden. Für BeraterInnen, die nicht zu sehr in ein Feld involviert sind, sei es leichter, eine Außenposition einzunehmen und ungewöhnliche Fragen stellen, um neue Sichtweisen zu ermöglichen. Schließlich wird argumentiert, Problemstellungen seien oft systemübergreifend angelegt, da sei es gut, wenn BeraterInnen in mehreren unterschiedlichen Feldern erfahren sind. Für ein gewisses Maß an inhaltlicher Feldkompetenz spricht, dass sie hilft, in (fach-)sprachlicher Hinsicht anschlussfähig zu sein, Feldkompetenz erleichtert das Verständnis und die richtige Interpretation von Situationen und sie erleichtert es, die richtigen weiterführenden Fragen zu stellen. In der Organisationsberatung wurden die beiden Momente beraterischer Arbeit, Prozessberatung und Fachberatung, aufgegriffen und Konzeptionen von Komplementärberatung entwickelt.¹³

Es sind beide Zugänge prinzipiell sinnvoll und hilfreich. Es gilt, im richtigen Moment den passenden Zugang zu wählen. Da ist es wesentlich, sich individuell und kollektiv reflektierend über eine Situation klar zu werden, einen eigenen Weg zu finden, eigenes Wissen und eigene Ressourcen zu heben, um Entwicklungen voranzubringen. Kommen Einschätzungen, Lösungen und Vorschläge für Maßnahmen von außen, bleiben sie oft wirkungslos. Andererseits kann zusätzliches Wissen von außen (im Zusammenhang mit Forschung: wissenschaftliches Wissen) sehr hilfreich sein, um den Horizont zu erweitern und gute Lösungen für Fragestellungen zu finden. AuftraggeberInnen und PraxisakteurInnen erwarten sich erfahrungsgemäß auch inhaltlichen Input vonseiten der ForscherInnen. Die beiden Vorgehensweisen ermöglichen Unterschiedliches und so wird es Teil der Prozessplanung, über die Rolle der ForscherInnen und den Umgang mit den vorhandenen Wissensselementen zu entscheiden. Denkbar ist auch, dass die ForscherInnen innerhalb eines Projektteams unterschiedliche Rollen übernehmen bzw. Aufmerksamkeitsfokusse haben. Interventionsforschung kann sich je nach Gegebenheit unterschiedlich entfalten, vorstellbar in einem Kontinuum von einer Moderation der in Praxisfeldern vorzufindenden Perspektiven bis zu einem partizipativen Forschungsprozess im Sinne eines mutual learning, in den ForscherInnen über das im Praxisssystem vorhandene Wissen hinaus wissenschaftliches (Erfahrungs-)Wissen einbringen und in welchen die ForscherInnen auch eigenen Forschungsinteressen nachgehen. Von den ForscherInnen ist Flexibilität gefordert. Je nach Projektkon-

¹³ Vgl. Königswieser 2006.

text wissen sie mehr oder weniger über das Feld, haben mehr oder weniger deutliche inhaltliche Eigeninteressen. Je nach Kontext bringen sie sich inhaltlich in unterschiedlichem Ausmaß ein. Hier schwingt die Frage mit, wie Expertinnen und Experten mit ihrem Wissen umgehen, wie es in Prozessen wirksam werden kann ohne den PraxisakteurInnen etwas aufzudrängen. Es geht darum, mit dem Wissen gewissermaßen „didaktisch“ zu verfahren. Die Kunst liegt in der Wahl des richtigen Zeitpunkts und in einer adäquaten Zuspitzung des theoretischen Wissens/des wissenschaftlichen (Erfahrungs-)Wissens je nach Situation. Was die PraxisakteurInnen aus der Sicht der ForscherInnen brauchen könnten ist dann noch davon zu unterscheiden, was sie in einer Situation annehmen wollen und können. Es gilt, im richtigen Moment die richtigen Interventionen zu setzen und Balancen zu finden: Autoritätszumutungen zurückzuweisen, wenn damit eigene Auseinandersetzung delegiert werden soll, Bestärkung im eigenen Denken, wenn Menschen unsicher sind, möglicherweise aussichtsloses Stochern im Nebel durch geschickte Hinweise zu verkürzen.

Strategisch-didaktisch begründete Interventionen durch inhaltliche Beiträge sind eine Facette interventionsforscherischen Arbeitens, ein inhaltlich offener und möglichst unvoreingenommener Zugang im Sinne der Grounded Theory¹⁴ ist zugleich eine wesentliche Grundhaltung. Dies bedeutet, dass sich ForscherInnen auf Zeit von ihrem (Vor-)Wissen distanzieren und es ermöglichen, die inhaltliche Arbeit so zu entwickeln, wie es den Gegebenheiten und Notwendigkeiten im jeweiligen Forschungsfeld entspricht.

Schwerpunktsetzungen und Entwickeln von inhaltlicher Expertise

Interventionsforschung ist in unterschiedlichen inhaltlichen Zusammenhängen einsetzbar und die bisherige Praxis der „Klagenfurter Schule“ der Interventionsforschung hat gezeigt, dass bei einer transdisziplinären Herangehensweise an Forschung thematische Flexibilität von Vorteil ist. Transdisziplinarität im Sinne einer Kontaktaufnahme zwischen akademischer Wissenschaft und Feldern professioneller und gesellschaftlicher Praxis, im Sinne der Einrichtung einer intermediären Institution, die zwischen Wissenschaft und Praxis vermittelt¹⁵ beginnt damit, die Zugangshürden möglichst niedrig zu halten. Die Vermittlung von Wissenschaft beginnt schon damit, dass sich Interventionsforschung als (erste) Ansprechpartnerin

¹⁴ Vgl. Glaser/Strauss 2010.

¹⁵ Vgl. Ukowitz 2012.